

Eine Messe für Benedikt

„Religio Musica Nova“ erkundet mögliche neue Kirchenmusik

Der Ruf des Herrn ereilt seine Kinder mitunter in den unpassendsten Augenblicken. Dem Apostel Paulus soll einst ein Licht aufgegangen sein, als er gerade vom Pferd stürzte, und für die Erleuchtung des Christoph Maria Moosmann ließ der Allmächtige den Keim der Erkenntnis sogar bis in den indischen Ashram wehen. Als der mit seinem Glauben und seinem Beruf hadernde Kirchenmusiker dort nach einer Phase intensiver Vorbereitung auf die eigene Todeserfahrung ein letztes Wort sprechen durfte, entfuhr ihm aus tiefstem Herzen ein „Deo Gratias Hallelujah“. Und nach diesem Schlüsselerlebnis wusste Moosmann, dass die Grundlage für das Erleben von Spiritualität nicht bloß in Chakren und buddhistischen Ritualen liegen könne, sondern genauso im eigenen kollektiven Erbe des katholischen Messritus.

Inzwischen ist aus dem Keim der Erkenntnis ein kräftiges Bäumchen geworden. Zurück in Europa gründete Moosmann 2005 in der Schweiz das Festival „Religio Musica Nova“, eine „Biennale für spirituelle Neue Musik“, deren zweite Runde nun die erste vollreife Frucht seiner Bemühungen präsentierte: Eine „sollemnitatis in conceptione immaculata beatæ mariæ virginis“, eine Messe über die unbefleckte Empfängnis der Jungfrau Maria, komponiert von dem englischen Wohlfühltoner Sir John Tavener, getreu dem liturgischen Text folgend und punktgenau auf den kirchlichen Feiertag des Ereignisses, den 8. Dezember, platziert.

Das gut zweistündige Opus wartet mit allem Pomp auf, den die katholische Kirchenmusik so zu bieten hat: Schallendes Gotteslob aus sechzig Kehlen, sakrale Feststimmung mit Pauken und Trompeten, balsamisch von der Orgelepore heruntertröpfelnde Innigkeit von Streichquartett und Sopran. Ein Triumphzug der einzig wahren Religion ausgerechnet im Zürcher Grossmünster, der Mutterkirche des reformierten Bekenntnisses, mit hingebungsvoller Demut gesungen vom Rundfunkchor aus dem protestantischen Berlin – der Widmungsträger des Werkes, Papst Benedikt, dürfte eigentlich hoch zufrieden sein.

Tatsächlich haben die jüngsten Anweisungen des Nachfolgers Petri zur lateinischen Messe und zum Charakter der Kirchenmusik dem Festival einen unerwarteten Bedeutungsschub beschert: Die Marienmesse lässt das Wort des Papstes sozusagen Fleisch werden. Denn neue Kirchenmusik, die sich demütig dem sakralen Procedere unterwirft und die Seelen der Gläubigen nicht durch genialische Eigenwilligkeiten oder wollüstige Ausschweifungen verwirrt, dürfte wohl so aussehen wie Taverens Messe: Ein Patchwork aus mönchelndem Mittelalter, barockem Glanz und spätromantischer Sentimentalität, durch Wiederholungen zum Ritual geläutert, durch die gesungene Re-

zitation des lateinischen Textes inhaltlich verklammert. Die bewusste Rückwärtsgewandtheit von Taverens eklektischer Tonsprache sorgt freilich nicht nur für ein unbestimmtes atmosphärisches Wohlgefühl beim Publikum, sondern fungiert zugleich als akustische Beglaubigung des Geschehens – als Vergegenwärtigung einer jahrhundertealten Tradition, die dem Ritual zusätzliche Glaubwürdigkeit verleiht.

Dass diese Marienmesse des dreiundsechzigjährigen Komponisten Tavener – dem neben Arvo Pärt bekanntesten Vertreter einer spirituellen Einfachheit in der Neuen Musik – daneben einige multikulturelle Farbtupfer enthält, dürfte selbst Papst Benedikt kaum kratzen. Weil der 8. Dezember nicht nur der Tag der unbefleckten (mithin von Erbsünde befreiten) Empfängnis Mariæ ist, sondern von Buddhisten auch als der Tag der Erleuchtung Buddhas gefeiert wird, sieht das Instrumentarium auch ein paar chinesische Tempelglocken vor. Zwischendurch rutschen immer mal wieder ein paar Zeilen auf Sanskrit unterm Messtext durch, und weitgehend unmerklich bleibt auch die ein oder andere orthodoxe, islamische und indische Floskel – Gesten, die in diesem Kontext freilich eher wie Winke an alle Sinnsuchenden dieser Welt wirken, sich doch in die schützende Obhut der katholischen Kirche zu begeben. Denn die, erklärt der Festivalgründer, habe seit dem Zweiten vatikanischen Konzil den anderen Religionen schließlich auch „Strahlen der Wahrheit“ zugebilligt.

Dienen vs. Selbstverwirklichen

Für Komponisten sind das natürlich trübe Aussichten: Das demütige Dienen bietet nicht eben viel Spielraum zur Selbstverwirklichung. Weder der sperrige Orgelzyklus „Superverso“ des achtundfünfzigjährigen Ernst Helmut Flammer, den Moosmann am Vorabend der Marienmesse vorstellte, wie die zweite Uraufführung des Festivals, „Inner Time“ des Rumänen Horatiu Radulescu für sieben Querflöten, dürften allerdings konsenstaugliche Alternativen für die Vermittlung spiritueller Inhalte durch Musik sein. Vielmehr wirkten beide Stücke als Beispiele hermetischen, in ihrer Komplexität auf Nachvollziehbarkeit keine Rücksicht nehmenden Komponierens selbst schon wie Relikte der Siebziger-Jahre-Avantgarde – und als Fußnoten, die daran erinnern, weshalb Komponisten wie Arvo Pärt und John Tavener einst den Rückzug ins Mittelalter antraten.

Die Hoffnungen des Festivalgründers Christoph Maria Moosmann ruhen jedoch ohnehin vor allem auf Papst Benedikt. Mit dem könnte er sich schon einigen, beteuert er. Und von der Marienmesse wird er ihm auf jeden Fall eine CD schicken.

JÖRG KÖNIGSDORF